



STEFANIE SCHRÖDER

GABRIELE MÜNTER

EIN LEBEN ZWISCHEN
KANDINSKY UND DER KUNST

HERDER

STEFANIE SCHRÖDER

Gabriele MÜNTER

Ein Leben zwischen Kandinsky
und der Kunst

Romanbiografie



FREIBURG · BASEL · WIEN

Titel der Originalausgabe: Gabriele Münter
Ein Leben zwischen Kandinsky und der Kunst

Überarbeitete Neuausgabe 2018

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 1997, 2014,
2018

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Programmleitung: Fitore Brahim

Lektorat: Ariane Hug

Umschlagmotiv: Kandinsky, Wassily: »Bildnis Gabriele
Münter«, 1905, Öl auf Leinwand,

Städt. Galerie im Lenbachhaus, München © AKG Images

Layout, Umschlaggestaltung, Vor- und Nachsatz: Sabine
Kunzmann

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig

E-Book-Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
Leipzig

ISBN (E-Book): 978-3-451-81409-9

ISBN (Buch): 978-3-451-38314-4

Inhalt

**ERSTES BUCH -
DIE SCHÜLERIN WIRD ZUR GEFÄHRTIN**

**ZWEITES BUCH -
MALERKOLONIE ODER EINE NEUE MALRICHTUNG**

**DRITTES BUCH -
BLAUE REITER**

**VIERTES BUCH -
ABSCHIEDE UND EIN NEUANFANG**

**ANHANG -
QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS**

Für A. J. S.

**ERSTES
BUCH**

—

**DIE SCHÜLERIN
WIRD ZUR
GEFÄHRTIN**

1

Immer noch ein wenig Kribbeln in den Füßen, wenn der Zug von weither in den Bahnhof einrollt. Und allemal ein hastiger Blick den Bahnsteig entlang, ehe die Türen zufallen. Der Bahnhof, ein Ort, wo Ankunft und Abfahrt, Abschied und Wiedersehen auf die Minute geregelt werden. Auf Bahnhöfen kennt sie sich aus. In München, in Bonn, in Berlin, in Paris, Kopenhagen, Stockholm. Das Bangen, das Hoffen, Verzweifeln, eine traurige Bilanz. Nicht zu vergessen der Bahnhof in Murnau.

Murnau, das wäre ein Anfang. Sie schließt für einen Moment die Augen, sieht ihren neuen Freund, den Kunsthistoriker Johannes Eichner, wie er sie aufmunternd anblickt und ihr vorschlägt, das Haus wieder in Besitz zu nehmen und den viel gerühmten Garten.

Das Haus.

Am 21. August 1909 an sie, Gabriele Münter, ins Grundbuch überschrieben. Ihr Haus in der Kottmüllerallee 33. »*Dies soll ein Ruhesitz für unsere alten Tage sein*«, hatte Wassily Kandinsky¹ damals ausgerufen.

Sie haben sich seit Jahren nicht mehr geschrieben. Sie hat ihn seit jenem Märztag auf dem Bahnsteig von

Stockholm niemals mehr gesprochen.

Letzte Station jetzt vor Murnau. Diese Alpenvorlandschaft. Auf die Innenseite ihrer Augenlider war sie eingelassen, ihr Bild für immer in den starken Farben ihrer Palette.

Sie erhebt sich von der Holzbank, nimmt die Reisetasche aus dem Gepäcknetz. Sie muss gleich aussteigen.

Das Haus liegt allein, außerhalb des Ortes. Leute, die zur Ramsachkapelle hinunterwollen, blicken auf eine klar gegliederte Front, ein Haus unter Eichen, ein Mansardenhaus, im Giebel verbrettert, zweistöckig mit Walmdach und offenen Fensterläden im ersten Stockwerk. Solide und geschmackvoll stellt es sich dar, aber niemand kann direkt Einblick nehmen, es verbietet sich von selbst, den großen Wiesenteppich davor zu betreten.

Hier hat sie gezeichnet, gemalt, Glasbilder und Holzschnitte angefertigt. Hier hat sie mit Kandinsky gelebt, dann ohne ihn, ohne die Freunde, ganz und gar allein, zurückgelassen hinter den Mauern des Hauses. Hat gewartet, Briefe geschrieben, viele Briefe, die sich auf den Tischen stapelten, solche, die sie abschickte und solche, die in Kartons zustaubten.

Das Haus steht verlassen, das Haus ist leer. Eines Morgens vor etlichen Jahren hatte sie aus dem Schrank sämtliche Kleidungsstücke von Kandinsky hinausgeworfen, seine Westen, Hemden, Hosen, Jacketts. Verblasste

Lavendelsträuße zutage befördert. Nein, von Motten zerfressen war nichts. Als Motte hatten August Macke und seine Frau Lisbeth sie geschimpft, als ob sie, Gabriele, sich in Kandinskys Herz eingeschlichen hätte. Das konnte man ihr niemals vorwerfen, wohl aber, dass sie geglaubt hatte, nicht ohne ihn leben zu können.

Aus dieser Schublade, die nicht mehr ordentlich schloss, hatte sie sein Werkzeug für Holzschnitt und für Radierung, seine Paletten für Öl und Tempera herausgeholt, verpackt und ihm durch seinen Anwalt zugeschickt.

Wäre er zu ihr gekommen, gleich nach seiner Rückkehr aus Russland, um ihr persönlich zu sagen, dass er sich dort mit einer anderen verheiratet hatte, so wäre das für sie ein einmaliger Stoß in die Tiefe gewesen. Aber da sie nun so ganz und gar nicht mehr für ihn existieren sollte, blieb sie, gehalten von einer unbeschreiblichen Kraft, über diesem Abgrund schweben, und sie war lange Zeit unfähig, ihre Persönlichkeit, ihr Talent dagegen einzusetzen.

Weg mit diesem Haus, diesem Besitz. Weg mit dieser Liebe, mit diesem Hass.

Unverkäuflich, sagte der Makler, ein Ferienhaus, nicht für dauernden Aufenthalt geeignet, ohne Zentralheizung, ohne elektrisches Licht, mit einem einzigen Wasseranschluss nur in der Küche.

Welch ein Glück, meinte ihr neuer Freund, ihr kleiner Philosoph, es behalten zu müssen, und wenn ihr unbedingt

an seinem Rat gelegen sei, solle sie innerlich einen Anlauf nehmen und alle Erinnerungspapiere bündeln und mit großem Schwung in ihrer Malerei gerade an diesem Ort weitermachen.

Ich habe doch immer einen Anlauf genommen, ich bin wohl ein wenig aus dem Schwung gekommen, hatte sie gedacht. Mein Handicap war jahrelang die Unfähigkeit, ein übles Spiel zu durchschauen. Jetzt kenne ich die Gründe für meine Neurosen. Der Zwiespalt in meinen Gefühlen ist mir klar geworden. Ich leide nicht mehr darunter. Ich habe ihn überwunden.

Sie reißt die Gardinen auseinander. Ein Lichtstrahl zittert über das geschwungene Treppengeländer in der Diele, beleuchtet den Treppenfries: die hellen und dunklen Reiter auf ihren vorwärts stürmenden Pferden zwischen Sonnen und wuchernden Pflanzen, eine Bilderfolge in Öl, mit viel Enthusiasmus von Kandinsky gemalt.

Wo sind ihre Malgeräte? Sie hat sie neben der Truhe abgestellt. Sie will sich an ihres neuen Freundes Rat halten und sofort anfangen. Sie stellt ihre Staffelei im Garten auf, oben, nahe am Grundstücksende. Hier hat sie vor beinahe zwanzig Jahren oft gestanden. Sie dreht eine Tube auf und dreht sie wieder zu, fährt mit trockenem Pinsel ziellos über die Leinwand. Sie schaut sich um. Dahinten dengelt ein Mann die Sense. Sie kann das nicht malen. Ratschläge machen es ihr unmöglich, sich frei und locker von

irgendeinem Motiv überhaupt inspirieren zu lassen. Eine leichte Verärgerung steigt in ihr hoch. Mit einundfünfzig Jahren soll man seine Zeit nicht vertun. Sie trägt ihr Malzeug ins Haus zurück.

Jahrelang, weit über ein Jahrzehnt, hat sie, so gut es ging, in allen Räumen gewohnt, nie aber den Wunsch verspürt, den Speicher zu betreten. Jetzt, an diesem Septembertag 1928, nachdem sie vor knapp einem Dreivierteljahr Johannes Eichner kennengelernt hat, geht sie, halb von ihm dazu gedrängt, halb aus innerem Antrieb, daran, die Kartons, die Koffer und die Kisten durchzusehen. Natürlich hat sie zunächst befürchtet, dass Narben aufplatzen könnten, und Eichner hat sie beschworen, nichts zu vernichten, ihm die Dokumente später zu überlassen, hat gemahnt: *»Hier zuzugreifen und die gewonnenen Kenntnisse und Einsichten allgemein zugänglich zu machen, ist wissenschaftliche Pflicht!«*

Sie greift aus dem Haufen der Briefe einen heraus. Als Briefkopf ein Holzschnitt, »Der Blaue Reiter«, Kandinskys Werk. Und für Gabriele nicht nur ein Handsiegel. Nicht nur ein Buchtitel.

»Der Blaue Reiter« ist für Gabriele untrennbar mit der Person Wassily Kandinskys verbunden. Ohne Schwierigkeiten, sofort, so, als sei es gestern gewesen, findet sie sich wieder in der Malklasse von K. ein.

2

Sie hörte, dass eine Stimme Ella sagte, Ellchen, und sie wusste, dass dies die Stimme von Kandinsky war, ihrem Lehrer, der wohl zum Bahnhof gekommen war, um ihr noch einmal ausführlich zu erklären, weshalb er seine Schülerin Gabriele Münter fortschickte.

Aber eigentlich wollte sie nicht mehr hören, dass er seine Frau Anja in den nächsten Tagen erwarte, dass es ihm unmöglich sei, mit ihnen beiden unter einem Dach zu wohnen. Und sie drehte sich nicht um.

Sie dachte an die Szene gestern Abend im Biergarten des alten Gasthofs in Kochel. Kandinsky verbeugte sich formvollendet:

»Alles Gute und gute Heimreise.« »Ebenso.« Du liebe Zeit, was hatte sie da erwidert. Die Mitschülerinnen aus ihrer Malgruppe am Nebentisch schauten einander an, sichtlich bemüht, nicht loszuprusten. Abbruch jetzt mitten im Kurs, jetzt, wo das Sommerhoch standhaft war und das Malen draußen erst richtig losging. Verrückt. Ein bisschen schon. Sie hatte verlegen die Schultern gezuckt, den Blick aufs Bierglas und im Kopf ganz andere Bilder. Kleine Szenen, an die sie eigentlich gern dachte, obwohl sie es

sich nicht eingestehen wollte, und vielleicht hatten sie auch nichts Weiteres zu bedeuten.

Da gab es die Fahrt zum Walchensee. Schwüler Mittag. Die anderen in einem Wirtshaus. Sie als Einzige zurückgeblieben im Schatten einer Birke. Plötzliches Erschrecken, K. steht hinter ihr mit merkwürdigem Blick, lädt sie ein zu einer Radtour.

Gabriele Münter und Wassily Kandinsky sind die Einzigen im Kurs, die ein Fahrrad besitzen. Und nun fahren sie mit ihren Rädern auf und ab in der Umgebung von Kochel. Sie legen sich in die Kurven, schneiden sie in einem eleganten Bogen, weichen geschickt den Kuhfladen und Heubüschelein aus, die auf die schmalen Wege gefallen sind. Jeden Tag, wenn Kandinsky die Malschülerinnen an ihren verschiedenen Standorten kontrolliert, taucht er bei ihr zuletzt auf. Sie kennt schon den Klang seiner Trillerpfeife.

Dann die Bergtour zu zweit auf den Herzogstand. Wieder herrliches Wetter. Gabrieles Übermut. Sie tanzt, lacht, wirft die Arme hoch, läuft einen Abhang hinunter mit aufgelösten Haaren. Kandinsky unten, verstellt ihr den Weg, nimmt sie in seinen Arm. Sie fühlt sich überrumpelt. Sie widersetzt sich der Annäherung. Ella nennt er sie plötzlich, Ellchen, so wie es nur ihre besten Freundinnen tun, wie sie es seit Kindertagen von zu Hause gewöhnt ist. Und dann hat er sich einen eigenen Namen für sie ausgedacht. *Liebes Füchschen*. Er streicht ihr übers Haar.

Sie muss lachen. Vermutlich ist es nur ein Spaß von ihm. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie sich am Abend im Biergarten an einen anderen Tisch gesetzt und so getan, als sähe sie ihn nicht. Aber er steht schon wartend da und rückt ihr den Stuhl zurecht. Die Malkolleginnen lachen, als sie ihre Verlegenheit sehen.

»Nett von Ihnen, Herr Kandinsky, dass Sie noch einmal gekommen sind.« Gabriele auf dem Bahnsteig von Kochel drehte sich doch zu ihm um. Ja, sie wollte von München aus gleich weiter nach Bonn zu ihren Geschwistern reisen. Noch hätte sie den Fahrschein zurückgeben können. Warum tat sie's nicht? Kandinsky verabschiedete sie mit einem formvollendeten Handkuss. Benommen stieg sie in den Zug. Es war ihr ein Rätsel, weshalb sie sich so von ihm bedrängen ließ.

Sooft sie sich später dieser Sommerwochen 1902 in Kochel erinnerte – sie leiteten eine Wende in ihrem Leben ein –, war es ihr, als hätten die schlimmen Ereignisse, die später über sie hereinbrachen, schon dort ihre Schatten vorausgeworfen.

3

Erster Abend in Bonn in der Dechenstraße 5 mit Schwester Emmy, mit Georg Schroeter, Emmys Mann, und mit Bruder Carl. Mary, Carls Frau, war heute daheimgeblieben im Bonner Talweg 16. Ja, wenn man eine berühmte Konzertsängerin heiratet! Mary musste sich erholen vom Gesangsunterricht, den sie den ganzen Nachmittag über erteilt hatte. Emmy hatte die Ankunft ihrer Schwester ohne viel zu fragen hingenommen. Wie üblich. Emmy war es ein Rätsel, was die Kleine am Malen und Zeichnen derart faszinierte, dass sie immer wieder einen neuen Anlauf nahm. Trotzdem schien Gabriele sich nicht besonders wohl zu fühlen. Lief ruhelos durchs Haus, die schmalen Lippen noch schmaler als sonst, scharf zusammengekniffen im runden Gesicht.

Als die Geschwister mit der Mutter noch in Koblenz lebten und die zwanzigjährige Ella im Mai 1897 zum Zeichen- und Malstudium nach Düsseldorf ging, sich in der Pension eines norwegischen Malers einquartierte, war es Carl, ihr älterer Bruder, gewesen, der die Schwester unterstützte, endlich eine Sache intensiv zu betreiben. Emmy hatte man seinerzeit nicht bewegen können, sich als

Lehrerin ausbilden zu lassen. Nach der Selektta war sie von der Schule abgegangen.

Carl, der Charly, klopfte seiner Schwester Ella auf die Schulter. Er, Fabrikant und Kaufmann, besaß eine Kieselquarzwäscherei mit Dampfbetrieb und eine Kalksandziegelfabrik in Duisdorf bei Bonn. Seine beiden Schwestern hatte er nach dem Tod der Mutter nach Bonn geholt. Emmy war nun verheiratet mit dem Privatdozenten Dr.habil. Georg Schroeter. Aber was macht unsere Ella? Er hob der Kleinen das Kinn hoch, gab seiner Stimme einen wohlwollend herablassenden Ton: Kein Kandidat in Aussicht, kein Bewerber um Ellas Hand? Emmy spöttelte: Ella liebt nur ihre Malerei. Warum nicht?, hätte Ella jetzt erwidern sollen, doch sie schoss los: »Pah, *wenn ich den Passenden nicht finde, ich bin so auch sehr zufrieden und glücklich.*« Einen Druckschmerz spürte sie hinter der Schläfe. Hielten die großen Geschwister wieder zusammen? Bildeten eine geschlossene Front, in die Ella plötzlich einbrechen und losschießen konnte.

Wie Großvater Friedrich! Alle wussten, wie wütend der Großvater werden konnte und dass er denjenigen kurzerhand rauswarf, der nicht das vertrat, was er für richtig hielt.

War Gabriele so? Viel zu sehr alleingelassen als jüngstes Kind in dieser erwachsenen Familie, war sie nicht redegewandt, manchmal verunsichert. Darauf allerdings,

dass sie immer die Wahrheit sagte, konnten die anderen vertrauen. *Ella Münter lügt nicht*, hieß es. Nur, dass sie dabei unerbittlich war, machte sie unbequem. Wie soll man die Kleine nur aushalten, stöhnte Emmy, wenn Gabriele auf schonungslose Offenheit drang.

Georg lenkte Gabriele ab.

Was hatte die kleine
Schwägerin in München
erlebt? War nicht das
Prinzregententheater gerade
eröffnet worden? Ella liebte
doch Theater und Opern, und

ES ZUCKTE MIR IN
DEN FINGERN –
BILDHAUERN WOLLTE
ICH. BALD GING ICH
ZUR PHALANXSCHULE

München wollte Richard-Wagner-Stadt werden. Richtig.
Und im April feierte ein satirisches Kabarett sein
einjähriges Bestehen, »Die Elf Scharfrichter«. Man zahlt
keinen Eintritt, nur eine Gebühr für Garderobe.

Scharfrichternamen gaben sich die Begründer. Gabriele
schwärmte: »Die Plakate mit den Holzschnitten fielen mir
sofort auf. Auch *die Masken der elf Scharfrichter gefielen*
mir sehr«. Der Bildhauer Robert Hüsgen, selbst Mitglied im
Kabarett, hatte beides, Plakate und Masken, angefertigt.

*»Es zuckte mir in den Fingern – bildhauern wollte ich. Bald
ging ich zur PhalanxSchule und meldete mich bei der
Bildhauerklasse Hüsgen an für nachmittag«.*



Plakat der ersten Ausstellung der »Phalanx« 1901

Es war gut, dass eine Kunststudentin aus Düsseldorf Gabriele München schmackhaft gemacht hatte. So war sie im Mai 1901 in München in die Pension Bellevue in die Theresienstraße 30 gezogen. Aber so einfach, wie sich manch einer das vorstellte, war es nicht für eine Frau, etwas lernen zu wollen. Welch ein Glück, dass im Jahr 1882 mutige und finanzkräftige Frauen eine private Damenakademie gegründet hatten, den »Künstlerinnenverein«, wo sich Frauen in Kunst oder Kunstgewerbe ausbilden lassen konnten. Die Lehrer wählte man selbst, malte im Freien oder in Ateliers.

Gabriele musste den Geschwistern ausführlich berichten. Da saß man dann in den Sälen der Malateliers. Jeder Saal mit Fensterwand zur Nordseite, mit eisernem Ofen und Podium für das Modell. Grau die Wände, grau der Fußboden, grau das Licht bei Regenwetter. Mit schwarzer Kohle auf grauem Packpapier zeichnen. Man hockt hinter der Staffelei, man steht auf, streckt den rechten Arm waagerecht aus, hält den Kohlestift senkrecht, um mit dem Daumen die Proportionen des Modells nachzumessen, immer in Tuchföhlung mit emsig strichelnden Malschülerinnen. Wochenlang an derselben lebensgroßen Zeichnung! Millimetergenau! Fleißarbeit! Tatsächlich? Millimetergenau? Fleißarbeit? Emmy wiederholte Ellas letzte Worte, sie genüsslich betonend, lachte ein bisschen ironisch. Wie schön für die kleine Ella, dass sie dort hocken durfte. Nein, solchen Stumpfsinn konnte sie nicht verstehen. Und nicht mal Aktzeichnen! Ja, leider. Das war den Herren in der Herrenakademie vorbehalten.

Wer wirklich Talent hatte, musste bedauern, kein Mann zu sein. Das hatte auch Hedwig Dohm in ihren Artikeln zur Frauenfrage geschrieben. Gabriele konnte ein Zitat der Schriftstellerin wiedergeben, ein Gesetz aus dem alten Ägypten:

Erster Artikel. Die Frau ist berechtigt, zu gehen und zu kommen, wohin sie will. Zweiter Artikel. Ohne Schuhwerk darf sie aber nicht ausgehen. Dritter Artikel. Jedwedem

Schuhmacher wird verboten, Schuhwerk an eine Frau zu verkaufen. Hedwig Dohm hatte das Gesetz auf heute angewandt und dann so formuliert: Erster Artikel. Frauen dürfen studieren, was sie wollen und so viel sie wollen. Zweiter Artikel. Die Universitätspedelle aber sind angehalten, sie von den Türen der Universitäten und Akademien fortzujagen. Dritter Artikel. Auf eine ihren Kenntnissen entsprechende Anstellung im Staate haben sie keinen Anspruch. Sie dürfen sich aber in ihren Mußestunden durch Nähen, Frisieren und so weiter die Mittel zu ihrer Existenz verschaffen.

Für Frauen gab es keine staatliche Akademie für Kunst, wohl eine Akademie für Musik, an der sie sich zur Konzert- und Opernsängerin ausbilden lassen konnten. Schwägerin Mary Münter-Quint war ein gutes Beispiel. Als Tochter des Tenors Hans Quint von der deutschen und italienischen Oper in New York hatte sie Gesang in Karlsruhe studiert und sofort ein Engagement an der Oper in Köln bekommen. Nach der Verheiratung mit Carl Münter trat sie in Bonn als Konzertsängerin auf, gab Gesangsunterricht.

Immerhin, Gabriele hatte Glück gehabt, das tun zu dürfen, wozu sie die größte Lust hatte, durfte die Damenmalakademie besuchen. Ihr Blick fiel auf das Familienfoto über dem Vertiko. Auf diesem Bild war sie vier Jahre alt, vorne sitzend zwischen den Eltern, die

Geschwister stehend dahinter. Als sie 1877 geboren wurde, war ihr Vater 51 Jahre alt, ihre Mutter 42, Bruder August war 12, Charly 11 und Emmy 7. Die Eltern hatten sich in Amerika im Staat Tennessee kennengelernt. Sie kehrten nach Deutschland zurück, der Vater ließ sich als Hofzahnarzt in Berlin nieder.

Hier wurden seine vier Kinder geboren. Gabriele schloss für einen Moment die Augen. Jetzt lebten nur noch sie drei, Gabriele, Charly und Emmy.

Vor vier Jahren war sie mit Emmy in Amerika gewesen, eine lange Geschichte! Gabrieles Reise nach Amerika war ein Abenteuer. Angefangen beim Einschiffen der beiden Schwestern in Rotterdam am 29. September 1898. Erste Sicht auf Manhattan im Nebeldunst des 9. Oktober. Die vielen langen Bahnfahrten von New York durch die Staaten. Ankunft und Abfahrt, Umarmungen, letztes Winken auf den Bahnhöfen: in St. Louis am Mississippi, in Moorfield in Arkansas und aus dem Planwagen heraus in Plainview in Texas. Das erste Vierteljahr in St. Louis im Haus des Onkels, eines Bankiers, die Stadt am Mississippi erleben, Spaziergänge am Quai, Ausflüge mit dem Raddampfer, mit dem Dampfschiff, eine Zweitagesfahrt zu den Niagara-Fällen. Ob Emmy noch daran dachte, wie sie in St. Louis mit ihren Verehrern ausging, während Ella daheim blieb, ein Klavier mietete und sich die Zeit mit Klavierspiel und Komponieren vertrieb? Danach das Landleben in Arkansas

bei den Verwandten, die Walzmühlen zur Holzverarbeitung betrieben. Sie hatte damals notiert: »*Wir waren da oben in der Einsamkeit. Man ritt durch den Frühlingswald und die Maisfelder (und wahrscheinlich auch Cottonfelder). Ein Baum mit großen weißen Blüten hieß ›Dog wood‹.*« Aber den größten Eindruck machte auf sie der äußerste Westen Texas', nahe der Grenze zu New Mexico. Hier in Plainview lebte Onkel Donohoo, der Viehhändler mit seiner Familie. Sie lebten unter Viehzüchtern und Cowboys. Ob Charly noch wusste, was Gabriele ihm von da aus schrieb: »*Keine Eisenbahn, keine Straße; man reitet Stunden über Land, um einen Sack Mehl zu holen.*« In Texas feierten sie den Beginn des neuen Jahrhunderts. Auf all diesen Stationen hatte sie ihren Skizzenblock dabei, und dann sah man sie, die Unterlippe vorgeschoben, in die Gesichter der Verwandten vertieft. War kein Block zur Hand, zeichnete sie auf Geschäftspapier, z. B. Onkel Joe Donohoo, der mit Brille und Schirmmütze konzentriert auf eine Abrechnung schaut. Aber wie umständlich. Emmy dachte praktisch. Sie schenkte der Schwester eine Kamera, Kodak Bull's Eye No. 2. Nun fotografierte Gabriele so meisterhaft, wie sie mit schnellen Skizzen porträtierte.

Jede Menge Fotos, einsame Holzhäuser fern in der Prärie, Pferdetrecks mit zehn Pferden, Pflüger mit Holzpflug, Eisenbahnzüge mit rauchspeienden Dampfloks, Raddampfer und Schiffe auf dem Mississippi, Fotos von

amerikanischen Menschen bei ihrer Arbeit, bei ihren Vergnügungen, viele Zeichnungen und Porträts brachte sie aus Amerika mit heim.

Gabriele behielt für sich, dass Amerika sie verändert hatte, dass sie die monumentale Größe New Yorks und die Weite des Landes in sich aufgenommen hatte wie ein Bergsteiger den Berg, der ihn dann nicht mehr loslässt. Tief in ihrem Inneren wurden die Strukturen angelegt, nach denen sie später Bilder malen wird, großzügig, ohne Schnickschnack, am liebsten klar abgegrenzt in den Farben. Selbstsicherer war sie geworden.

Fast auf den Tag genau zwei Jahre, bis zum 8. Oktober 1900, waren die beiden Schwestern in »God's own country« unterwegs, eingeladen von den Geschwistern der Mutter.

Ja, ja, die Scheubers, sagte Gabriele voller Stolz, wenn sie an die Nachkommen ihrer Großeltern mütterlicherseits dachte. Sie waren 1844 mit einer Schreinerwerkstatt aus Siglingen an der Jagst nach New York ausgewandert. Und wanderten weiter, um Holzhandel in Jackson, Tennessee zu betreiben. Ihre Mutter Minna, das älteste von sechs Kindern, war damals neun Jahre alt und bekam in Amerika noch drei Geschwister.

Zuweilen ertappte sich Gabriele, dass sie Redewendungen gebrauchte, die sie in Amerika gehört hatte, und dann entstand vor ihren Augen wieder die

unendliche Flusslandschaft des Mississippi, die Weite der Prärie. Trotz aller Großartigkeit New Yorks und St. Louis' blieben der Mississippi und die Prärie für sie die schönsten Erlebnisse.

4

An diesem Septembertag 1902 radelte Gabriele am Rhein auf dem Leinpfad. Sie trat mit Schwung in die Pedale. Diese Freiheit auf ihrem Fahrrad! Sie machte sich nichts daraus, wenn man hinter ihr her piff, wenn ältere Frauen die Stirn krausten, wenn es hieß, jungen Frauen sollte man das Velozipedfahren verbieten, sie würden nie Kinder gebären können. Lieber Himmel! Gabriele schüttelte den Kopf.

Ein Windstoß trieb sie voran. Schlepper unter dicken schwarzen Rauchwolken, Schiffe auf dem Rhein stromauf- und stromabwärts, der flache Wiesenstrand bei Rheindorf, leuchtende Wäschestücke zum Bleichen auf dem Grün. Sie holte tief Luft. Ihr Blick war geübt, hinter ihrer Stirn zeichneten sich die Konturen der Frauen ab, die jetzt die Wäsche mit Wasser besprengten. Sie sah das Blatt Papier vor sich, auf dem sie mit ein paar Strichen die Szene festhalten würde. Das Zeichentalent war ihr angeboren. Dies Talent hatte ihr ein Fachmann bestätigt. Wassily Kandinsky.

In München, in einem Atelierraum der neu gegründeten Phalanx-Malschule war es, in der Hohenzollernstraße 6a im Rückgebäude, April 1902. Bei Lehrer Wilhelm Hüsgen in

der Holzschnitt- und Bildhauerklasse war der Ofen ausgegangen, es war kalt. Hüsgen, der fünfundzwanzigjährige Bildhauer aus Barmen, wollte den Unterricht ausfallen lassen. Aber weil die fünf Studenten, Emmy Dresler, Helene Fröhner, Maria Giesler, Gabriele Münter und Carl Palme, der Schwede, nun schon mal da waren, konnten sie eine Etage höher am Unterricht in der Malklasse teilnehmen. Gabriele wusste es noch genau. Sie saß auf einem Hocker, die Arme um die Knie, während die anderen Teilnehmer schon das Zeichenblatt aufspannten, Stifte zurechtlegten, auf den Lehrer warteten. Es war der Russe Wassily Kandinsky. Jetzt schaute er zu, wie sie zu zeichnen anfang, mutwillig in der Art, wie sie das am liebsten tat, schwungvoll und mit festem Umriss, dann wich er einen Schritt zurück. Welche Kreativität in Münters Zeichnung! Er anerkannte laut lobend. Er hatte verstanden, wie Gabriele das Wesentliche des Modells frei heraushob, scharf hinausstellte aus der Masse der Eindrücke. Es war ganz und gar unakademisch. Er gab ihr später, als sie allein waren, zu verstehen, wie befreiend das auf ihn gewirkt hätte, ihm inneren Auftrieb gab. Ihre Art zu zeichnen hätte seiner künstlerischen Arbeit gutgetan. Auch in der nächsten Stunde, als Kandinsky ein Stillleben zur Aufgabe machte, verblüffte sie den Lehrer. Jemand anderes als Gabriele, der genau wie sie noch nie mit Pinsel und Palette gearbeitet hatte, wäre achselzuckend und

hilfesuchend zum Lehrer gegangen, wenn er nicht mit den Farben und Formen zurechtkam. Aber so konzentriert und akzentuiert wie den Zeichenstift bewegte Gabriele auch den Pinsel. Dass sie eine besondere Beziehung zu Farben hatte, wurde ihr mit einem Male klar. Und ihr Lehrer? Der war plötzlich sehr aufgeregt. Nahm seine Pfeife aus dem Mund, pustete sich übers Gesicht. Man merkte es ihm an, diese Schülerin interessierte ihn.

War Kandinsky wirklich so anders als die anderen Lehrer? Ein schlanker Mittdreißiger mit einem schmalen Gesicht, einer wohlgeformten Nase, vollen Lippen, mit starker Brille wegen extremer Kurzsichtigkeit. Ein Maler unter Malern, 1866 in Moskau geboren; manchen schien er wie eine Gestalt aus verflossenen Zeiten. Das kam vielleicht daher, dass er sich tadellos kleidete, das lag vielleicht an seinen altmodischen Manieren, an seiner russischen Herkunft, sicher an seiner ungewöhnlichen Laufbahn: ein gut situierter Nationalökonom, Jurist und Ethnograf, der mit dreißig Jahren umsattelte und Maler werden wollte.

Heute, an diesem Septembertag in Bonn, als Gabriele mit dem Rad unterwegs war, überwältigte sie die Angst. Über das Lenkrad gebeugt, sauste sie die Anhöhen hinunter. Keinen Augenblick durfte sie daran denken, dass aus Kandinsky und ihr mehr als ein Lehrer-Schülerin-Verhältnis werden könnte. Im Oktober würde sie nach München

zurückfahren und mit aller Energie weiterstudieren. Sie stieg vom Rad.

Und schon wieder Ängste, Unruhe. Ach, Mama, wenn ich jetzt mit dir reden könnte. Wenn Mama noch lebte!

Nüchtern, tüchtig, gelassen, so würde Gabriele die Mutter beschreiben, eine gesunde Natur, die sich nicht aus der Ruhe bringen ließ. Die *wortkarg* war. Aber wenn sie das Kind auch nicht hätschelte, so konnte Gabriele sich neben der breithüftigen, rundgesichtigen Mama doch beschützt fühlen wie ein Küken. Angst, *Ellakind*? Du fürchtest dich? Wovor? Und das Kind mit den schräg nach unten fallenden Augen, schwächlig, hört wieder die alte Geschichte, wie die Mutter vorm Holzhaus in Tennessee steht mit einem Stock in der Hand und die Klapperschlange erschlägt, die sich unter die Pfähle verzogen hat, während die Diener die Treppe hinauf flüchten.

Und nun war die Mutter schon fast fünf Jahre tot, am 15. November 1897 plötzlich gestorben. Zweiundsechzig Jahre alt war sie geworden.

Gabriele wusste, was ein Schock bedeutet, der dem Unabänderlichen folgt, dem Verlassensein. Sie trug ihr Rad die Haustreppe hoch, stellte es im Flur ab und ging still nach oben. Sie setzte sich auf den kleinen Balkon vorm Wohnzimmer, stellte die Füße auf einen Bogen im eisernen Rankenwerk des Geländers. Elf Jahre lang hatten die Geschwister mit ihrer Mutter in Koblenz gewohnt, nur zwei

Jahre mit dem Vater. Er hatte in seiner Vaterstadt Herford alle Zelte abgebrochen und sich in der Garnisonsstadt am Rhein niedergelassen. War dann ganz plötzlich mit sechzig Jahren an einem Gehirnschlag gestorben. Gabriele war gerade neun, da lag der Vater aufgebahrt im Zimmer. Da hieß es in der Todesanzeige der Koblenzer Zeitung vom 13. April 1886:

»Die Einsegnung der Leiche im Sterbeause,
Schlossstraße 7, findet am 14. April nachmittags um 1 Uhr statt.« Da stand Gabriele im Weg, wenn die Mutter und die großen Geschwister die Formalitäten des Begräbnisses besprachen.

Ja, wenn das Jülecken nicht gewesen wäre, Cousine Julie Münter aus Herford! Nachdem Vater Friedrich in seiner Heimatstadt Herford beerdigt war, tat die kleine, verschüchterte Ella den Verwandten so leid, dass Julie als Gefährtin nach Koblenz mitfahren durfte. Mit Gabriele ging sie jetzt täglich zum Altlöhrtor in die Evangelische Höhere Mädchenschule, und die beiden Cousinen saßen nebeneinander in der 5. Klasse. Nicht lange. Schon wenige Monate später, im Herbst 1886, wurden beide wieder nach Herford geschickt, weil Mutter Minna sich um den Sohn August kümmern musste, der lungenkrank aus Amerika heimkam. Zwei Jahre zuvor hatte sie ihn dort eine Zeit lang gepflegt.

Gabriele schloss die Augen. Deutlicher als sonst sah sie das zweite Unglück vor sich, das ein Dreivierteljahr nach des Vaters Tod geschah. Ihr Bruder August starb. War erst zweiundzwanzig Jahre alt und schon promovierter Arzt. Stand doch eben noch in Ellas Zimmer, sagte: »Wie schön du zeichnen kannst«, als sie ihre Zeichnungen aus dem Versteck holte. Hatte mit ihr gelacht, hatte mit ihr Spaziergänge gemacht, den Rhein entlang und die Promenade an der Mosel, hatte mit ihr am Deutschen Eck gestanden. War jetzt fort für immer. Der kalte Januartag von 1887, der Tag, als August in Herford begraben wird, rechts neben dem Vater. Die offene Grube mit dem Sarg darin. Gabriele friert im dunklen Mantel. Sie spürt auf einmal eine Hand, welche ihre linke fasst, sie fest drückt. Es ist Julie.

Was gab Sicherheit? Was hatte Bestand? Festhalten können! Das Entsetzen war beinahe zu groß geworden und kreiste wie ein dunkler Vogel durch ihre Träume. Wenn man noch sehr jung ist, meint man, es würde alles Gute, das man erfährt, für immer da sein. Es würde der für immer bei einem sein, der einen versteht. Aber sie musste zu früh begreifen, dass man plötzlich verlassen wird. Begreifen, Dauerhaftes und Vollkommenes gibt es nicht.

In der Zeit nach den Todesfällen war sie oft durcheinander. Lief teilnahmslos umher. Ihre ganze Art zu